

MARCUS IMBSWEILER

Bergfriedhof

Heidelberg-Krimi

GMEINER



MARCUS IMBSWEILER

Bergfriedhof

DUNKLE VERGANGENHEIT Leichen gehören auf den Friedhof, auch im beschaulichen Heidelberg. Bloß wurde diese hier nicht ordnungsgemäß bestattet, sondern liegt auf dem Grab eines Kriegsoffiziers. Privatdetektiv Max Koller steht vor einem Rätsel. Wer ist der Tote? Und wer ist der Mann, der ihn mitten in der Nacht an diesen Ort beordert hat? Als Koller am nächsten Morgen zum Bergfriedhof zurückkehrt, ist die Leiche verschwunden. Eine mühsame Recherche beginnt, die den Ermittler in die wohlhabenden Kreise der Universitätsstadt führt, zu Burschenschaftlern und Industriellen. Koller wird in studentische Grabenkämpfe verwickelt und holt sich mehr als nur ein blaues Auge. Immer an seiner Seite: sein phlegmatischer Freund Fatty und seine Exfrau Christine. Und irgendwann wird dem Detektiv klar, dass die Antwort auf all seine Fragen in der Vergangenheit liegt, in jenen Weltkriegstagen, als Bomben auf die ansonsten verschonte Stadt am Neckar fielen.

© Jule de Bruyn



Marcus Imbsweiler lebt in Heidelberg. Der Germanist und Musikwissenschaftler arbeitete zunächst als freier Musikredakteur für Rundfunksender und große Sinfonieorchester. Im Jahr 2007 begann er mit dem Schreiben. Ein weiterer Schwerpunkt Imbsweilers gilt dem Thema klassische Musik. Hier legte er verschiedene Erzählungen und Romane vor. Der Autor ist Vater von fünf Töchtern und begeisterter Läufer. Unterwegs kommen ihm die besten Ideen.

MARCUS IMBSWEILER

Bergfriedhof

Kriminalroman

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2007 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Neuauflage 2021

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartt

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von © eyetronic / stock.adobe.com

ISBN 978-3-8392-3361-0

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Das Theater, so habe ich einmal gelesen, hält der Gesellschaft einen Spiegel vor. Da haben reiche Säcke und arme Schlucker ihren Auftritt, Wichtige und Unwichtige, Pechvögel und Glückspilze. Die einen treten, die anderen werden getreten. Für die Besucher eines Theaters gilt das übrigens auch. Während sich unsereins um die letzten freien Plätze im Parkett prügelt, schauen die Spitzen der Gesellschaft aus ihren Logen belustigt auf uns herab. Und von den Leuten, die sich im dritten Rang auf den Stehplätzen drängeln, nimmt niemand Notiz. Mit denen wollen wir nichts zu tun haben.

Auch auf Heidelbergs Theater trifft dies zu und erst recht auf das größte Theater der Stadt: den Bergfriedhof.

Fährt man unten durch die Rohrbacher Straße, am Hauptingang des Bergfriedhofs vorbei, stellen sich sofort die entsprechenden Assoziationen ein: Da ist die weitläufige Ebene, die sich hinter dem klassizistischen Eingangsportal auftut, dann der sanft ansteigende, später immer steilere Hang des Odenwalds, von dem man über das Rheintal bis hinüber zum Pfälzer Wald blickt; da sind die terrassenartigen Grabreihen, die erhöhten Logenplätze, die wohltuende Stille ... ein Theater, was sonst? Der Zuschauerraum eines Schauspielhauses für die verstorbenen Bürger Heidelbergs, denen ein letztes, grandioses Stück geboten wird: der Fluss der Deutschen auf seinem langen Weg zum Meer. Dieses Theater ist ausverkauft bis in die Ewigkeit.

Unten, im Parkett des Bergfriedhofs, herrscht graue Normalität. Da liegen die Müllers und Meiers, ihre Gräber sind

rechteckig und einförmig, auf schlichten Marmorplatten stehen ewige Lichter, liegen frische Blumen. In den Logen darüber feiert die Steinbildhauerkunst Triumphe: trauernde Figuren, bittende Engel, Stelen, Sarkophage, Mausoleen. Und was für Namen stehen auf diesen Monumenten! Die Namen der Erfolgreichen und Großkopferten, der Heidelberger Ehrenbürger und promovierten Besserwisser: Ebert, Reichspräsident. Weber, Soziologe. Furtwängler, Dirigent. Speer, Architekt. Und dann gibt es noch die schmalen Terrassen, die sich schwindelerregend steil den Hang hinaufziehen, auf denen die Erde karg wird und der Bewuchs immer dichter. Das sind die Oberränge des Bergfriedhofs. Schattige, verwitterte Gräber, dem Fels abgezwungen und durch bemooste Kieswege verbunden. Ganz oben, an der Friedhofsgrenze, stemmt sich ein mannshoher Zaun gegen das Eindringen des Waldes.

Der Mann, der es sich vor mir auf einem dieser Gräber bequem gemacht hatte, war kein Theaterbesucher. Aber er passte hierher. Ein schlecht gekleideter, toter alter Mann.

So, wie er da lag, auf dem Rücken, alle viere von sich gestreckt, hätte man ihn für einen Penner halten können. Seine weit aufgesperrten Augen starrten in eine endlose Ferne. Hin und wieder fuhr eine ruppige Windbö durch sein graues Haar, schien ihn aufwecken, aufrütteln zu wollen. Schaff dich fort, Alter, fauchte der Wind, das hier ist kein Platz für dich, die Vorstellung beginnt. Weiß und trübe leuchtete der Mond zwischen hohen Kastanienbäumen hindurch, oben im Wald schrie ein Käuzchen, junge Blätter raschelten lispelnd, ansonsten hörte man keinen Laut. Bis auf ein heftiges Wummern in meiner Brust, dumpf und dröhnend wie von einer großen Glocke. Mich fröstelte.

Es war kurz nach 11 Uhr abends. Kein Zutritt nach Einbruch der Dunkelheit, stand auf einem Schild am Seiteneingang des Bergfriedhofs. Ich hatte es ignoriert, auftragsgemäß.

Von einem Toten war bei dem Auftrag nicht die Rede gewesen. Nur von dem Treffpunkt auf dem Friedhof.

Ich beugte mich über den Mann. Er war unrasiert, das Haar zerzaust, sein Mund stand ein wenig offen. Kein Mantel, nur ein schäbiger Anzug über einem weißen Hemd. Und dieser Geruch ... Er erinnerte mich an das Mottenpulver meiner Mutter. Die schlechten Zähne des Toten fielen mir auf, die dicken, gebogenen Fingernägel. Er hatte getrunken, nicht zu knapp offenbar, und der Alkohol dampfte noch durch seinen Leib. Vorsichtig berührte ich einen dunkel schimmernden Fleck, der sich über der Herzgegend ausgebreitet hatte.

Er fühlte sich warm an.

Ich schnellte hoch und sah mich um.

Nichts. Der Wind in den schweren Kastanienästen, sonst nichts. Der Mond war eine käsig helle Scheibe, in der Stadt gähnten die Menschen und schalteten den Fernseher ab, manche schliefen, andere konnten nicht schlafen. Es war alles in Ordnung.

Alles in Ordnung ...

Ich suchte in meinen Taschen nach einem Gegenstand, mit dem ich mich notfalls verteidigen konnte. Kein Gegenstand. Ich gehöre zu jenen Privatdetektiven, die keine Waffe besitzen. Und besäße ich eine, wäre sie nicht auffindbar. Oder defekt. So schnell bringt mich nichts aus der Fassung, aber in diesem Moment wäre mir sogar eine defekte Waffe recht gewesen. Irgendetwas, an dem ich mich festklammern, hinter dem ich mich verstecken konnte.

Was sollte ich tun? Stehenbleiben? Davonrennen? Das eine konnte ebenso falsch sein wie das andere. Vielleicht wartete der Mörder des alten Mannes hinter einem Grabstein, bis die Luft rein war. Oder er schlich bereits Richtung Friedhofsausgang, nagende Angst im Nacken, ein gejagtes, wildes Tier. Ich durfte das Tier nicht provozieren.

Also tat ich nichts. Ich wischte mir bloß die Finger im Gras ab und schaute mich nach allen Seiten um. Es blieb ruhig.

Obwohl ruhig nicht das richtige Wort ist. Erst wenn man darauf achtet, wenn man den Atem anhält, merkt man, was für ein Spektakel sich mitten in der Nacht auf einem einsamen Friedhof ereignet. Wie belebt so ein Totenacker ist: Mal knackt es, mal schwirrt etwas vorbei, Schatten zucken und greifen nach einem. In der Ferne schrie wieder das Käuzchen, und um mich herum rauschten die Laubbäume mit ihren zarten, jungen Blättern. Sie wisperten und flüsterten, aber ihre Unterhaltung war nicht für menschliche Ohren bestimmt.

Und dann gab es noch ein Geräusch: ein fernes Rumpeln und Ächzen. Unten fuhr die Straßenbahn aus Leimen durch die Rohrbacher Straße, Metall presste auf Metall, Funken sprühten. Sie existierte also noch, die Welt jenseits der Friedhofsmauern, die Zivilisation mit ihren Alltagsgeräuschen, vom Quietschen der Bremsen bis zum Hüsteln der Passagiere.

Meine Muskeln entspannten sich. Akute Gefahr schien nicht zu drohen. Ich lebte, ich atmete, ganz im Gegensatz zu dem armen Teufel vor mir auf dem Grab. Er lag da, als hätte er schon immer an dem Platz gelegen. Als gehörte er hierher. Hätte er sich keine schönere Stelle aussuchen können? Das hier waren so ziemlich die armseligsten Ruhestätten, die der Bergfriedhof zu bieten hatte. Eine lange Reihe roh behauener Steinplatten, am Kopfende jeweils ein Holzkreuz, auf den Platten selbst der Name, die Lebensdaten, hie und da ein frommer Spruch. Dahinter die nackte Felswand des Berges, davor ein schmaler, verwachsener Pfad, den ein niedriges Geländer zum Tal hin begrenzte. Die reinsten Armengräber.

Wie alt der Mann wohl war? 75? 80? Er hatte wirklich etwas von einem Penner, selbst wenn er nicht unbedingt verwahrlost wirkte, trotz seines Alkoholatems und des muffigen Klei-

dergeruchs. Nein, er sah eher aus wie ein Mann, der es aufgegeben hatte, sich um seine äußere Erscheinung zu kümmern.

Und das sollte mein Auftraggeber sein?

Das Alter mochte stimmen, aber sonst stimmte überhaupt nichts. Der Mann, der mich telefonisch zum Bergfriedhof beordert hatte, war von ganz anderem Kaliber gewesen. Ein Mann mit Geld, mit Übersicht und Selbstbewusstsein. Einer, der wusste, was er wollte. Der sich niemals unrasiert, in einem derart abgewetzten Anzug auf die Straße gewagt hätte. Obwohl man sich in solchen Dingen ja irren konnte. Die Stimme eines Menschen am Telefon verrät einiges, aber nicht alles.

Wie auch immer, mein Honorar war futsch. Ich hatte die Verabredung eingehalten, Punkt 11 auf dem Bergfriedhof, und der Einzige, den ich antraf, war nicht in der Lage, mir die versprochene Anzahlung zu leisten. Wie heißt es doch? Das letzte Hemd hat keine Taschen ...

Vielleicht fand sich etwas in den Taschen des Toten. Nachschauen kostete nichts.

»Ist er tot?«, fragte jemand hinter mir.

Ich fuhr herum.

Vor mir stand ein älterer Mann. Er musste sich auf Zehenspitzen angeschlichen haben: ein gut gebauter Senior in Kaschirmantel und Hut, der offenbar sein Vergnügen an bizarren Auftritten hatte.

Ich sagte: »Wer sind Sie?« – weil mir nichts Besseres einfiel. Meine Stimme klang seltsam. Irgendwie krächzend.

Statt einer Antwort nieste der Alte. Er zog ein Stofftaschentuch aus einer Hosentasche hervor und schnäuzte hinein. Ich nutzte die kleine Pause, um ihn von Kopf bis Fuß zu mustern. Er war ein paar Zentimeter größer als ich, hielt sich kerkengerade, ein rüstiger Rentner mit klaren blauen Augen hinter der randlosen Brille. Unter der Hutkrempe lugten weiße Haare hervor. Sein faltiger Hals schmiegte sich in ein Seiden-

tuch. Nur diese Falten und seine Haut verrieten, dass er die 70 bereits weit hinter sich gelassen hatte.

»Und?«, fragte er. »Ist der Mann tot?«

Ich nickte.

»Haben Sie ihn untersucht?«

»Verdammt, ich habe Sie was gefragt«, entfuhr es mir. »Wo kommen Sie jetzt plötzlich her?«

Sorgfältig zusammengefasst, wanderte das Taschentuch zurück an seinen ursprünglichen Platz. Ein Lächeln huschte über die Lippen des Mannes.

»Habe ich Sie erschreckt?«, entgegnete er. »Dann entschuldigen Sie bitte vielmals, Herr Koller.«

Ich starrte ihn schweigend an. Wenn der Mann meinen Namen kannte, musste er es sein, der mich vor wenigen Stunden angerufen hatte. Ich hatte niemandem von der Verabredung auf dem Bergfriedhof erzählt, nicht einmal meinem besten Freund Fatty. Also stand ich meinem Auftraggeber gegenüber.

»Verstehe«, sagte ich. »Ihretwegen bin ich hier. Und das ist Teil Ihres Auftrags?« Ich zeigte auf die Leiche.

»Damit«, sagte er, »habe ich nichts zu tun. Aber auch nicht das Geringste.«

»Was?«, lachte ich. »Sie machen wohl Witze!«

Das war natürlich Unsinn. Ich hatte den Mann noch nie gesehen, aber dass er keine Witze zu machen pflegte, war offensichtlich. Einen Witz hielt er vermutlich für etwas Unanständiges. Oh, ich kenne diese Typen, in Heidelberg gibt es viel zu viele davon. Sie sind satt und intelligent, sie bekleiden wichtige Posten in der Industrie oder an der Universität, sie duzen eine Handvoll Bundestagsabgeordnete, tragen Seidenschals und italienische Lederschuhe, sie fördern harmlose Kunstprojekte und langweilen sich in ihren schicken Wohngettos zu Tode. Ab und zu stirbt einer von ihnen an Krebs, dann haben die Ärzte gefuscht. Und wenn sie zusammensitzen, bestäti-

gen sie sich gegenseitig ihre ungebrochene Potenz und lästern über die Einöde, in die es sie verschlagen hat. So einer war der Alte in meinen Augen.

Und weil es so schön passte, begann der Unbekannte mich mit einer Geringschätzung zu mustern, die ihresgleichen suchte. Er legte den Kopf ein ganz klein wenig zur Seite und ließ seine Blicke über mich gleiten. Von oben bis unten, von rechts nach links, über meine komplette Durchschnittlichkeit hinweg. Wie ein Lehrer seinen schwächsten Prüfling examiniert. Abtreten, Koller. Versetzung gefährdet.

»Was soll das?«, herrschte ich ihn an. »Wer ist dieser Mann und warum sollte ich auf den Bergfriedhof kommen? Ihren Namen könnten Sie mir auch verraten.«

»Wie lange sind Sie schon hier?«

»Was weiß ich! 10 Minuten, eine Viertelstunde. Ich war pünktlich.«

»Und Sie haben den Mann so vorgefunden?«

»Ja.«

»Was ist ihm zugestoßen? Sie sind der Fachmann, Herr Koller. Ein Herzinfarkt?«

Mir platzte der Kragen. »Hören Sie mal, großer Häuptling«, rief ich, und es fehlte nicht viel und ich hätte ihn geschüttelt. Er wich zurück. »Sie halten mich wohl für bescheuert! Klären Sie mich gefälligst auf, was hier gespielt wird. Was ist mit dem Mann passiert? Warum liegt er auf dem Grab? Was tue ich hier? Und erzählen Sie mir nicht, Sie hätten den Kerl nie gesehen.«

»Bitte, Herr Koller.«

»Nichts da! Beantworten Sie meine Fragen.«

Er räusperte sich. »Ich kenne den Mann nicht. Glauben Sie mir.«

»Ach, nein? Und warum bin ich dann hier?«

»Tja, warum sind Sie hier?« Er sah mich ernst, fast sorgenvoll an. Plötzlich aber erblühte ein winziges Lächeln in sei-

nen Mundwinkeln, ein kaum wahrnehmbares Zeichen dafür, dass er sich über irgendetwas prächtig amüsierte, und er sagte: »Vielleicht als Zeuge?«

»Wie?«

»Ja, als Zeuge für meine Unschuld. Für die Tatsache, dass ich mit dem Tod dieses Mannes nichts zu tun habe. Rein theoretisch natürlich, denn Sie werden keine Aussage machen müssen.«

»Als Zeuge, so ein Quatsch. Wer weiß schon, was Sie in der letzten halben Stunde getrieben haben.«

»Jedenfalls keinem meiner Mitmenschen Gewalt angetan«, sagte er bestimmt. »Sehe ich vielleicht so aus? Und hätte ich Sie dann herzitziert? Ich weiß nicht, wie dieser Mann zu Tode gekommen ist, und ich habe nichts damit zu tun.«

»Aber Sie kennen ihn. Sie wissen, wer der Mann ist.«

»Nein.«

»Verarschen kann ich mich alleine!«, brüllte ich in die Nacht hinaus.

Er schwieg. Hielt meinem wütenden Blick ein paar Sekunden stand, um dann erneut sein Taschentuch zu zücken und sich zu schnäuzen. Sogar diese Handlungen wirkten herablassend.

»Umgekehrt wird eher ein Schuh daraus«, erklärte er. »Womit haben Sie eigentlich die letzten 30 Minuten verbracht, Herr Koller?«

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, schnaubte ich.

»Lächerlich, ich?«, fuhr er auf. »Wer sind Sie, dass Sie das behaupten können, Sie Privatdetektiv? Ich weiß nicht, ob und welche Erfolge Sie in Ihrem Leben schon gefeiert haben, aber ich wäre verdammt vorsichtig damit, einem Mann wie mir Lächerlichkeit vorwerfen zu wollen. Wenn Sie 100 Menschen fragen könnten, wem von uns beiden sie zutrauen würden, etwas mit dem Tod dieses Mannes zu tun zu haben, was würden diese 100 wohl sagen?«

Ich grinste. Der Mann gefiel mir. Er gefiel mir, weil er durch sein Verhalten all meine Vorurteile bestätigte, die ich gegen seinesgleichen hegte. Ich bin nicht stolz auf diese Vorurteile, ganz im Gegenteil, und ich weiß, dass sie im Einzelfall an der Realität scheitern. Trotzdem helfen sie einem, sich wenigstens grob im Dschungel des Lebens zu orientieren.

»Die verfolgte Unschuld«, höhnte ich. »Wusste gar nicht, dass Sie Laienschauspieler sind. Haben Sie es schon einmal bei einer studentischen Theatertruppe versucht? Die suchen immer Nachwuchs.«

Er antwortete wieder mit einem Niesen. Mit dreimaligem Niesen, um exakt zu sein. Hatte es ihm die Sprache verschlagen?

Nein, das war es nicht. Er zückte wieder sein unvermeidliches Taschentuch, widmete dem Auswurf einen müden Blick und sagte: »Pollen.«

»Bitte?« Ich kapierte überhaupt nichts.

»Pollen«, wiederholte er. »Sogar nachts quälen sie einen. Kennen Sie das?«

»Allergien kann ich mir nicht leisten«, brummte ich. »Sind was für Besserverdienende.«

Er nickte und nieste noch einmal. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie dieses Spielchen weitergehen sollte. Vielleicht tauschten wir am Ende alte Hausrezepte aus, oder wir empfahlen uns gegenseitig unsere Lieblingsärzte. Keine Ahnung. Ich wusste nur, dass ich allmählich müde wurde.

»Herr Koller«, sagte der Unbekannte, nachdem er fertig war mit seinem zermürenden Geniese, »ich mache Ihnen einen Vorschlag.«

»Tatsächlich?«

»Lassen Sie uns gehen.«

»Gehen? Wohin?«

Einladend griff er nach meinem Oberarm, als wolle er mich

mal eben zum Tanz auffordern. »Ich habe Sie in etwas überstürzter Manier um dieses Treffen auf dem Bergfriedhof gebeten. Gegen ein anständiges Honorar. Ich möchte nun, angesichts der veränderten Situation«, er gönnte dem Toten einen kurzen Seitenblick, »meinen Auftrag erweitern. Wieder gegen ordentliche Entlohnung, das versteht sich. Lassen Sie uns dieses Treffen vergessen. Sie sind niemals hier gewesen, ich auch nicht. Wir wissen von nichts und haben nichts gesehen. Was ja, im Großen und Ganzen, der Wahrheit entspricht. Einverstanden?«

Ich gebe zu, der Mann verblüffte mich. Er reagierte schneller auf Situationen, als man es bei seinem Alter hätte erwarten können. Dass er nicht mit dem Toten auf dem Grab gerechnet hatte, schien offensichtlich. Also disponierte er um. Gab neue Anweisungen. Dirigierte seinen Büttel Max Koller, wie es ihm gefiel.

»Sie wollen ihn«, sagte ich und zeigte auf die Leiche, »Sie wollen ihn hier liegen lassen und sich aus dem Staub machen? Einfach so?«

»Können Sie ihm noch helfen?«, gab er trocken zurück.

»Nein, aber wir könnten ...«

»... herausfinden, wer der Mörder ist? Wenn es Ihnen Spaß macht, Herr Koller. Aber nicht in meinem Auftrag, bitte schön. Ich möchte nicht in diese Angelegenheit hineingezogen werden.«

»Sie sind schon drin, Herr ... wie, sagten Sie, war der Name?«

Er lächelte schwach. »Es wird Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, dass ich Ihnen ein mehr als angemessenes Honorar in Aussicht gestellt habe. Daran halte ich mich. Aber nur, wenn wir beide diesen unangenehmen Ort verlassen. Und zwar so rasch wie möglich. Sie können meiner wegen von zu Hause die Polizei informieren. Nur lassen Sie mich aus

dem Spiel. Im Gegensatz zu anderen Personen habe ich noch einen Ruf zu verlieren.«

Ich war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, um seine letzte Bemerkung zu parieren. Er wollte mich kauen. Gut, das taten alle Kunden, wenn sie sich an mich als Privatfliegler wandten. Normalerweise zahlten sie für meine Ermittlungen, der hier zahlte für mein Schweigen. Warum tat er das? Nur um seine Ruhe zu haben? Es hätte mich gereizt, das herauszufinden. Vor allem hätte mich gereizt, ihm die Antwort am Ende meiner Nachforschungen auf den Tisch zu knallen, gegen seinen erklärten Willen und mit der Überlegenheit dessen, der ein reines Gewissen hat. Hatte er ein reines Gewissen? Wohl kaum. In jedem Fall durfte man vom Alter des Mannes nicht auf seine Konstitution schließen. Er war kein tattriger, verkalkter Greis, sondern ein knallhart kalkulierender Silberücken, ein hellwacher, abgeklärter Opa aus Granit.

»Noch mal zum Mitschreiben«, sagte ich. »Wir lassen die Leiche hier liegen, gehen unserer Wege, und bevor wir uns trennen, stellen Sie mir einen Scheck aus.«

»Richtig.«

»Und dann?«

»Den Rest erledigen unsere pflichtbewussten Gesetzeshüter. Wie gesagt, Sie können die Polizei gerne vom heimischen Herd aus anrufen, aber halten Sie mich und meinen Namen außen vor.«

»Interessant.«

»Finden Sie? Es ist eine einfache Abmachung, die wir treffen, und für deren Einhaltung zahle ich gerne. Sie haben sich spät am Abend hierher bemüht, Herr Koller. Ein solches Engagement schätze ich und möchte es honorieren.«

»Und der Mann dort?«

»Übermorgen werden Sie in der Zeitung lesen können, wie er umgekommen ist.«

»Was schlagen Sie vor?«

Er setzte zu einem Niesen an, ließ es jedoch bleiben.

»Selbstmord«, erklärte er.

2

Der Einzige, der in meiner Wohnung konstant arbeitet, ist mein Anrufbeantworter. Vom Kühlschrank abgesehen, aber der hat schließlich nichts mit meinem Beruf zu tun. Ich selbst liege auf dem Sofa, mache Besorgungen, starre auf den Fernseher oder denke mir Fälle aus, die nur ich zu lösen imstande bin – nicht unbedingt ein nachhaltiger Beitrag zum deutschen Bruttosozialprodukt. Meinem Anrufbeantworter ist das egal, er wacht stumm auf dem Schreibtisch und kommentiert meinen Lebenswandel nicht. Unliebsame Anrufer hält er hin, sein Band ist immer dann voll, wenn ein flüchtiger Bekannter seine Handynummer hinterlassen möchte, und blinkend verbreitet er gute Laune. Solche Mitarbeiter braucht man als selbstständiger Unternehmer, keine sonst.

Wozu auch? Den Rest der Arbeit erledige ich schon alleine. Ich bekomme selten Aufträge, und davon nehme ich nur einen

Teil an. Manchmal passt mir die Nase eines Kunden nicht, dann schütze ich Überlastung vor, ein andermal ist mir die Sache zu widerwärtig. Dass eine Arbeit meine Kräfte überstiegen hätte, ist mir leider noch nicht passiert. Auf diesen einen spektakulären Auftrag, auf die große persönliche Herausforderung warte ich bislang vergebens. Was passiert schon bei uns in der Provinz? Eine Brieftasche wird vermisst oder ein Schoßhündchen, hier und da verliert ein gestresster Bankdirektor den Überblick über die aktuellen Liebhaber seiner Frau, zweitklassige Firmen lassen das Privatleben drittklassiger Bewerber durchleuchten, bevor sie sie nicht einstellen. Das wars. Keine Erpressungen, keine Entführungen, kein Mord im Halbweltmilieu, geschweige denn eine Halbwelt – und falls doch, rücken sofort die Bullen an, froh, dass sie auch mal was zu tun bekommen.

Unter die Privatdetektive geriet ich eher zufällig. Einige Jahre arbeitete ich ganz klassisch als Taxifahrer, für einen Ehrenmann aus dem Pfaffengrund, der sich jeden Sonntagmorgen mit Küsschen von seinen Kindern verabschiedete, um sich erst in den Gottesdienst und anschließend in den Puff zu begeben. Seine Angestellten verachtete er, mich ganz besonders, weil ich vorlaut war und meine Nase in Dinge steckte, die mich nichts angingen. Eines Tages aber kam ihm das gerade recht, er bestellte mich in sein Büro und gab mir die Anweisung, seiner Frau hinterherzuzschnüffeln. Gegen ein Extrahonorar. Nun, ein Zubrot verdiente ich mir gerne, und wenn sich gleichzeitig ein Brandsatz in das morsche Ehegebäude meines Chefs legen ließ, umso besser. Also stellte ich der Frau nach, zu Fuß und im Taxi, mit einer geliehenen Kamera. Ich erwischte sie tatsächlich mit einem Liebhaber – schwer war es nicht, sie knutschten auf offener Straße –, später mit einem zweiten; einen dritten und vierten erfand ich hinzu. Meinen Chef traf fast der Schlag, als er meinen Bericht hörte. Und erst die Fotos! Natürlich ließ er sich nicht scheiden, der Feig-

ling, er verprügelte seine Frau nicht einmal, wie er es sonst hin und wieder tat, und angeblich reduzierte er sogar seine Puffbesuche. Genau weiß ich das allerdings nicht, denn da hatte ich die Firma bereits verlassen. Mit dem Typen war es einfach nicht auszuhalten.

Anschließend tat ich eine Zeit lang nichts, ging meiner damaligen Frau auf die Nerven und hasste alle Welt. Bis mir klar wurde, welchen Ertrag das bisschen Schnüffelei gebracht hatte und dass mein natürliches Interesse an meinen Mitmenschen (beziehungsweise an deren Schwächen) ein Pfund war, mit dem ich wuchern konnte. Warum diese Begabung nicht zu meinem Beruf machen? Als ehemaliger Taxifahrer kannte ich die Stadt wie meine Westentasche, ich kannte die Verhältnisse, die Typen, die hier lebten, und was mir an Intelligenz fehlte, ersetzte ich durch Frechheit. Was sprach noch dagegen?

Gesagt, getan. Ich richtete ein Zimmer unserer Wohnung als Büro ein – das heißt, ich räumte meinen Schreibtisch auf – und schaltete eine Zeitungsannonce: Max Koller, Ermittlungen aller Art. Dann harpte ich der Dinge, die da kommen sollten.

Als Christine das sah, hielt sie mich endgültig für übergeschnappt. Ein knappes Jahr später trennten wir uns.

Ob das eine mit dem anderen etwas zu tun hatte, meine berufliche mit unserer persönlichen Neuorientierung nämlich – keine Ahnung. Es hat mich nicht interessiert. Die Sache ist vorbei, gegessen. Natürlich fand Christine mein Privatflüchtling abenteuer kindisch, aber so urteilte sie über vieles, was ich anpackte. In dem einen Jahr, das wir noch gemeinsam verbrachten, hatte ich vielleicht ein Dutzend Aufträge. Für den Anfang ganz ordentlich; um einer ehrgeizigen Frau zu imponieren, jedoch viel zu wenig. Schwamm drüber.

Inzwischen hat sich die Zahl meiner Aufträge auf niedrigem, aber konstantem Niveau eingependelt. Ich komme über die Runden, das kann in Zeiten der Rezession nicht jeder von

sich behaupten. Und im Gegensatz zu vielen, die ich kenne – an erster Stelle meine Exfrau – arbeite ich mich dabei nicht tot. Die freie Zeit nutze ich für Radtouren durch den Odenwald, für eine Schachpartie oder für ein Gespräch über Gott und die Welt im *Englischen Jäger*, meiner Lieblingskneipe. Mehr Aufträge könnte ich mir möglicherweise gar nicht leisten, höchstens besser honorierte.

Und die Konkurrenz? Bescheiden. Da gibt es eine Mannheimer Detektei, die regelmäßig in den Heidelberger Zeitungen und Anzeigenblättchen inseriert. Zwischen Discountern und Heimwerkermärkten, und genau da gehört sie auch hin. Wer ein paar Jungs braucht, die anpacken können, liegt bei ihr goldrichtig. Schließlich arbeitete ihr Geschäftsführer früher bei einer Sicherheitsfirma. Das Kontrastprogramm bieten zwei Einserjuristen in der Heidelberger Altstadt, jung, smart, gepflegte Büroräume, gepflegter Auftritt. Arbeit unter freiem Himmel gehört nicht zu ihren Spezialitäten, dafür der Bereich Wirtschaftskriminalität: globaler Wettbewerb, Industriespionage, Betriebsgeheimnisse, Patentklau und so weiter. Am liebsten durchforsten sie dickleibige Gesetzeskommentare und die Marianengraben des Internets. Nicht mein Ding. Ich kann keine Fälle am PC lösen, nur Daten und Zahlen vor Augen und als Dialogpartner eine Handvoll flimmernder Bits. Immerhin, der Laden der beiden scheint zu laufen. Sie sind auch privat ein Paar, heißt es, führen ein schickes Leben und verbringen die Hälfte des Jahres auf Bali. Abwechselnd, vermutlich.

Dann gibt es noch einen älteren Kollegen in Handschuhsheim, einen ehemaligen Polizisten, dessen Beine nicht mehr so recht wollen. Ein harmloser Kerl, beliebt bei der Klientel über 60, im Nebenberuf Winzer. Seine einzige erwähnenswerte Qualität besteht im Besitz eines badehandtuchgroßen Wingerts oberhalb der Bergstraße, den er seit drei Jahrzehnten eisern bewirtschaftet, trotz seiner Beine. Und zwar mit

erstaunlichem Erfolg. Das Tröpfchen, das er seiner Handvoll Trauben abpresst, ist ein Gedicht; Wildschweine und Spaziergänger hält eine Selbstschussanlage Marke Eigenbau von seinen Rebstöcken fern. Gemeinsam nehmen wir manchmal einen zur Brust, und wenn er dann mit einer seiner heiligen Flaschen aus dem Keller (noch so ein Hochsicherheitstrakt) gehumpelt kommt, seine Frau ins Bett geschickt hat und im Westen eine rote Herbstsonne hinter den Pfälzer Bergen versinkt, erzählen wir die Geschichte vom Malteser Falken neu und wie wir an Nicholsons Stelle die Fortsetzung von *Chinatown* gedreht hätten.

So viel zu den schönen Momenten eines Privatfliclebens in der Kurpfalz.

Und die weniger schönen? Die gibt es natürlich auch: wenn sich über Wochen niemand mit einem Auftrag bei mir meldet, keine kühle Blondine in hochhackigen Schuhen, kein zwielichtiger Zigarrenraucher mit vernarbter Wange. Nicht einmal der besorgte Vater einer pubertierenden Tochter; man wird ja bescheiden. Auch in Heidelberg fällt das Geld nicht vom ewig blauen Himmel, und soll ich vielleicht meine Nachbarn zum Verbrechen ermuntern, nur damit bei mir die Kasse klingelt?

Ich nehme daher von Zeit zu Zeit einen dieser fragwürdigen Jobs an, bei denen fürs Leben zu wenig und fürs Sterben zu viel herauspringt und auf die sie drüben in den USA so stolz sind. Hilfe bei der Spargelernte, klebe Plakate für die FDP, spende Thrombozyten. Manchmal, wenn sich mir die Waagschale der Konjunktur unverhofft zuneigt, darf ich Medikamente vor ihrer Markteinführung ausprobieren und frage mich anschließend, ob man von Placebos Zungenbläschen bekommt. Beklagt habe ich mich noch nie über dieses Leben. Dazu besteht kein Anlass. Nur, dass mein forscher Unternehmmergeist so wenig gesellschaftliche Anerkennung findet, verstimmt mich ab und zu.

Aus diesem Grund bedeutete der Auftrag, der mir an jenem Freitagabend erteilt wurde, eine mehr als kleine Überraschung für mich. Ich war gerade zur Tür hereingekommen, Auberginen, Okraschoten, Olivenöl und Lammhack unterm Arm, als das Telefon klingelte. Kurz überlegte ich: das Gespräch meinem Anrufbeantworter überlassen oder selbst rangehen? Es hätte mein Freund Fatty sein können, also stellte ich das Olivenöl beiseite und nahm den Hörer von der Ladestation.

»Herr Koller?«

»Am Apparat.«

»Sind Sie heute Abend frei? Ich brauche Ihre Hilfe in einer dringenden Sache.«

Ich ging hinüber zum Kühlschrank und stieß ihn mit der Fußspitze auf. »Heute Abend? Wäre machbar. Worum geht es denn?«

»Das erzähle ich Ihnen später. Unter vier Augen.«

»Aha. Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Der Auftrag an sich ist nicht ungewöhnlich«, sagte der Anrufer, als habe er meine Frage überhört. »Es geht um einige Nachforschungen zu einer Person, um die ich Sie bitte. Mir ist nur eines wichtig: Diskretion.«

»Oh, ich kann wahnsinnig diskret sein«, lachte ich und begann, meine Einkäufe mit einer Hand in den Kühlschrank einzuräumen.

»Genau das verlange ich. Mein Name tut nichts zur Sache. Dafür garantiere ich gute Bezahlung. Verdoppeln Sie Ihren üblichen Satz.«

»Den kennen Sie doch noch gar nicht.«

»Verdoppeln Sie ihn. Und kommen Sie bitte heute Abend Punkt 23 Uhr zum Bergfriedhof, nicht zum Haupteingang, sondern oben zu der kleinen Seitentür am Steigerweg. Dort warte ich auf Sie, und dort können wir alles Weitere besprechen.«

»Wie bitte?« Ich blieb verdattert an der geöffneten Kühltür stehen. »Auf dem Bergfriedhof soll ich Sie treffen? Was haben Sie denn da vor?«

»Erkläre ich Ihnen dort«, antwortete er müde.

»Moment, so einfach geht das nicht. Ich werde mich doch nicht mitten in der Nacht mit einem Unbekannten auf einem Friedhof ...«

»Warum nicht?«

»... ohne zu wissen, um was es geht und was ich zu tun habe!«

»Warum nicht, Herr Koller? Ich möchte Sie beauftragen, aber anonym bleiben. Das ist alles. Und dass wir uns auf dem Bergfriedhof treffen, hat seinen Grund, den ich Ihnen vor Ort erläutern werde. Die Sache ist dringend, deshalb biete ich Ihnen ein doppeltes Honorar. Nehmen Sie an?«

Ich schwieg. Was war denn das für ein seltsamer Typ? Jedenfalls keiner, der lange um den heißen Brei herumredete. Klare Bedingungen, klare Gehaltsvorstellungen. So vergab man professionell Aufträge. Ja, wahrscheinlich hatte der Anrufer sein ganzes Leben lang Aufträge erteilt, und nun war eben Max Koller dran. Er klang völlig anders als später bei unserer Begegnung auf dem Bergfriedhof, ohne Sarkasmus, ohne Schärfe in der Stimme, eher gelangweilt, der Sache überdrüssig – so, als habe er sich die Finger wund gewählt und wolle endlich zu einem Ende kommen. Nehmen Sie an oder lassen Sie es, Herr Koller.

Dabei brannten mir verschiedene Fragen auf der Zunge. Warum erklärte er mir den Auftrag nicht am Telefon? Warum dieser alberne Treffpunkt mitten in der Nacht? Wie konnte der Anrufer anonym bleiben, wenn ich ihm gegenübertreten würde? Vielleicht wohnte er ja um die Ecke. Und was war so wichtig, dass er mir so viel Geld bot?

Liebend gerne hätte ich ihn all das gefragt. Aber es war klar, dass ich keine Antwort bekommen würde.

»Was ist, Herr Koller? Sind Sie interessiert? Oder soll ich mich an die Konkurrenz wenden?«

»Vergessen Sie die Konkurrenz«, entgegnete ich, und das war ja nicht einmal übertrieben. Wenn sich jemand auf seine haarsträubenden Bedingungen einlassen würde, dann nur ein Hallodri wie ich. »In Heidelberg werden Sie niemanden finden, der Ihre Spielchen mitmacht, das gebe ich Ihnen schriftlich. Für mich stellt sich ein anderes Problem.«

»Die Sache ist völlig ungefährlich. Da brauchen Sie ...«

»Das meinte ich nicht«, unterbrach ich ihn. »Wenn ich Sie heute Abend treffen will, muss ich einen Termin verschieben. Und je nachdem, wie Ihr Auftrag sich gestalten sollte, wird das in den nächsten Tagen immer wieder der Fall sein. Ich habe schließlich nicht nur einen Kunden.«

»Natürlich«, sagte er, und vielleicht glaubte er mir sogar.

»Da ist mir die mündliche Honorarzusage durch einen Mann, der anonym bleiben will, ein bisschen dürftig, wenn ich ehrlich bin.«

Der Anrufer zögerte nicht eine Sekunde. »Sie bekommen heute Abend von mir 2000 Euro bar auf die Hand; und wenn ich Ihnen einen doppelten Tagessatz verspreche, dann bleibt es auch dabei. Um solche Peanuts zu feilschen, ist mir zu dumm.«

Peanuts! Er sagte es tatsächlich. Mir blieb der Mund offen stehen. 2000 Euro bar auf die Krallen, und er sprach von Peanuts. Hatte er die Scheine unterm Briefbeschwerer liegen? Am liebsten hätte ich ihm in die Fresse geschlagen. Von diesem Augenblick an war mir der Unbekannte zutiefst unsympathisch.

Nur die 2000 Euro waren mir nicht unsympathisch, die nicht.

»Und wenn ich den Auftrag, nachdem ich ihn kenne, nicht übernehme?«, hakte ich nach.

»Dann behalten Sie das Geld als Aufwandsentschädigung«, versprach er, und zum ersten Mal schwang ein wenig Ärger in

seiner Stimme mit. »Was ist nun, Herr Koller? Kommen Sie oder kommen Sie nicht?«

»11 Uhr am Steigerweg? Die Seitenpforte?«

»Richtig.«

Die Kühlschranktür stand immer noch offen und ich davor. Meine Knie wurden allmählich kalt. Mit dem Lammfleisch wollte ich morgen die Auberginen füllen, vielleicht mit den Okraschoten als Beilage. Das Zeug war teuer gewesen, außerdem musste ich ja irgendwann eine Entscheidung treffen. Ich warf die Kühlschranktür zu.

»Okay«, sagte ich. »Ich komme. Zum Bergfriedhof.« Verdammst, war ich neugierig!

»Bis später«, erwiderte er und legte auf.

3

»Selbstmord?«, fragte ich. »Selten so gelacht. Wer hat Ihnen das denn eingeredet?«

»Für alle die beste Lösung. Keine Fragen, keine Nachforschungen. Niemand wird behelligt, weder ein Privatdetektiv von mäßigem Leumund noch sonst jemand.«

Mäßiger Leumund? Möglich. Aber woher wusste er das? Hatte er Erkundigungen über mich eingezogen oder sah man mir meinen Ruf an? Denkbar war beides. Es war sogar denkbar, dass sich der Mann gezielt an mich gewandt hatte: an einen Ermittler, der ab einer bestimmten Summe jeden Auftrag akzeptieren würde.

»Selbstmord«, nickte er nachdenklich. »Ich denke, damit können wir alle gut leben.«

»Wir, ja. Nur der Mann auf dem Grab nicht.«

Er schmunzelte leicht und nahm den Fuß vom Gaspedal.

Wir saßen im Wagen des Alten, einem beigefarbenen BMW mit schwarzen Ledersitzen und Furnierholz am Armaturenbrett. Seine bläulich-weißen Lichter strichen über die Stämme des Heidelberger Stadtwalds. Ab und zu kam uns ein Auto entgegen. Noch einige 100 Meter, dann würden wir auf Höhe des Schlosses in die Klingenteichstraße einbiegen. Der Weg hinab in die Stadt war kurvig. Mit einer Hand hielt ich mich am Griff über dem Beifahrerfenster fest.

»Ich möchte meinen Auftrag umformulieren«, sagte der Mann am Steuer. »Auch wenn Ihnen das ungewöhnlich vorkommen mag. Mein neuer Auftrag an Sie lautet: keine Nachforschungen. Vergessen Sie, dass wir uns begegnet sind. Das Treffen hat nie stattgefunden. Genießen Sie das Wochenende und den Feiertag. Das Wetter soll ja schön werden.«

»Quatsch«, sagte ich. »Es ist Regen gemeldet.«

»Dann ist eben Regen gemeldet. Auch gut.«

»Auch gut«, echote ich wütend. »Auch gut, Mister Unbekannt. Nun passen Sie mal auf: Mit mir haben Sie Pech. Ich bin neugierig. Eine Berufskrankheit, unheilbar. Genau wie Ihre Allergie.«

Er warf mir einen kurzen Seitenblick zu und schaltete vor der nächsten Kurve einen Gang zurück.

»Verdammt neugierig sogar«, sagte ich. »Wer der Mann auf dem Grab ist, interessiert mich nämlich brennend. Mich in-

teressiert, warum er da liegt und weshalb ich nachts um 11 auf dem Bergfriedhof erscheinen sollte. Meinen Sie wirklich, Sie können mir diese Neugier abkaufen?«

Nun gönnte er mir einen ausgiebigeren Blick.

»Natürlich«, sagte er verwundert. »Was denn sonst?«

Ich lachte.

»Natürlich kann ich das«, behauptete er in einem Ton, als hätte ich bezweifelt, dass zweimal zwei vier ist. »Ich beauftrage Sie, Ihre berufsbedingte Neugier, für die ich im Übrigen größte Sympathie hege, ausnahmsweise zu unterdrücken. Nur dieses eine Mal. So lautet mein Auftrag, und dafür zahle ich. Wenn Sie mein Honorar nicht akzeptieren, verhandeln wir. Sehen Sie, ich bin ein alter Mann ...« – verdammter Lügner, dachte ich, denn er war alles Mögliche, aber nicht das, was man sich unter einem alten Mann vorstellte – »Ich bin ein alter Mann, Herr Koller, und mir ist meine Ruhe einiges wert. Wenn Sie einmal mein Alter erreicht haben, werden Sie das verstehen.«

»Ich bin gerührt. Darf ich Ihnen die Schnabeltasche reichen?«

Gelangweilt zuckte er die Achseln. Antworten wie diese hatte er wohl schon tausendmal in seinem langen Leben vernommen.

»Gut«, sagte ich. »Nehmen wir an, ich lasse mich auf den Deal ein und schnüffle anschließend trotzdem hinter Ihnen her. Was dann?«

»Warum sollten Sie das? Was bringt es Ihnen?«

»Keine Ahnung.«

»Eben. Also können Sie es auch gleich lassen. Wenn Sie hoffen, mir etwas anhängen zu können – vergessen Sie es. Mit der Leiche auf dem Grab habe ich nicht das Geringste zu tun. Ich wollte Sie in einer Familienangelegenheit um Ihre Hilfe bitten, aber nun ist mir die ganze Sache zu heikel geworden. Reichen Ihnen diese Informationen?«

»Wer ist der Tote?«